



Japanische Crew, Kapitän Dickson (am Ruder): Frühstück über Bord

nicht mal bescheidene 30 Millionen Mark zusammenbekommen. Die pragmatische Begründung: Eine deutsche Jacht, die möglicherweise nicht einmal das Finale erreiche, ruiniere weltweit das Image deutscher Wertarbeit.

Ungleich selbstbewußter begannen die Japaner den Kampf um die prestigeträchtige Kanne. So simulierte ein Supercomputer in 150 Stunden unter anderem 700 Versuche in Wind- und Wasserkanälen, bis aus 20 Entwürfen die ideale Silhouette und das optimale Material gefunden waren. Die kohlenfaserverstärkten Rumpfe – 80 Prozent leichter, aber 30 Prozent schneller als bei konventioneller Bauweise – sind, so Yamaha-Präsident Hideto Eguchi, Mitsponsor der Nippon, „die Nummer eins in der Welt“.

Weil bei den ersten Ausfahrten die fernöstlichen Neumatrosen allerdings fast ausnahmslos über Bord gingen, mußten sich die Syndikatsbosse, allem Nationalstolz zum Trotz, um Entwicklungshelfer bemühen. Das Nippon-Konsortium verpflichtete als Teamchef den Neuseeländer Roy Dickson, der für zwei Jahre ein Salär von 1,2 Millionen Dollar erhält. Kobayashi versicherte sich der Hilfe von gleich sechs Australiern, darunter Trainer Peter Williams, der 1987 vor Fremantle Cup-Erfahrung sammelte. Vier der Gastarbeiter sind aber schon wieder von Bord gegangen – voller Frust darüber, daß sich die Japaner von Ausländern nur ungern maßregeln lassen wollten.

Schon heute steht fest, daß – entgegen allen offiziellen Erklärungen – die Schlüsselpositionen auf den Jachten mit Ausländern besetzt werden. Dabei kommt den Japanern eine Klausel im Reglement zugute, derzufolge Ausländer dann mitsegeln dürfen, wenn sie zwei Jahre im Land leben. So haben



Finanzier Kobayashi
Keine Wirtschaftsmonster

die angeheuerten Segelprofis ihren Wohnsitz bereits nach Fernost verlegt.

Gemeinsam mit Sohn Chris, derzeit führend in der Weltrangliste der Matchrace-Segler und Gewinner des Baltic Match Race am vergangenen Wochenende auf der Kieler Förde, gibt sich Roy Dickson nun alle Mühe, seiner japanischen Mannschaft maritime Gepflogenheiten nahezubringen. Der von Dickson engagierte Rugby-Trainer Jim Blair treibt die Crew noch vor dem Frühstück zu 90 Minuten schweißtreibendem Konditionsdrill. Wer verschläft, wird mit Liegestützen auf Deck bestraft. Es folgen bis zu sieben Stunden Wenden und Halsen auf See, bevor der Tag mit Englischkursen oder Lehrvideos („Learn the Racing Rules“) endet.

Die Schinderei zeigt erste Erfolge. „Wenn sich das Boot auf die Seite legt“, sagt der ehemalige Büroangestellte Matsuyoshi Nishikawa, 25,

„dann habe ich keine Angst mehr.“ Und Taketaro Suizu, der täglich eine halbe Tonne nasser Segel in den Rumpf zu stopfen hat, erzählt mit säuerlichem Lächeln: „Anfangs war es ein wenig ungewohnt, aber inzwischen genieße ich meine neue Aufgabe.“

Dicksons Crew gewann im März 1990 den Congressional Cup vor Kaliforniens Küste. Neben vier Neuseeländern und einem Amerikaner waren immerhin zwei Japaner an Bord, die vornehmlich damit beschäftigt waren, Segel zu bergen. Gegen Übelkeit an Bord setzt Dickson die Metaphysik: Seine japanischen Matrosen, lobt er deren verbissenen Einsatz, hätten „die Seele der Samurai“.

Fußball

Alles ein bißchen grau

Den Ausverkauf ihrer Stars wollen DDR-Klubs mit abgehalfterten Bundesliga-Spielern weltmachen.

Die Umkleidekabine des Fußballklubs Dynamo Dresden riecht ein wenig angefault. Hinter grauer Fassade und trüben Fenstern sitzen die Spieler bei der Besprechung.

Nur der Parkplatz vis-à-vis kündigt von einer besseren Zeit. 22 fast fabrikneue Audi 80, mit ostdeutschem Kennzeichen und breiten Sportfelgen, stehen in einer Reihe, als seien sie gerade frisch vom Fließband gelaufen.

Einer der Dresdner Fußballer verzichtet auf den von einem Pinneberger Autohaus geborgten Wohlstand: Peter Lux, 27, schlendert lässig – die Trainingshose bis über die Knie hochgestreift, so daß die dicken Waden sichtbar werden – zu seinem BMW-Cabriolet, gibt kräftig Gas und rauscht dann unter einer mächtigen Staubwolke zum Hotel Dresdener Hof, wo ihn sein neuer Klub vorerst untergebracht hat.

Lux, vormals als Profi bei Waldhof Mannheim, dem Hamburger SV und Eintracht Braunschweig tätig, ist als einer der ersten Bundesliga-Kicker zu einem Verein in die DDR gewechselt. Nachdem in den letzten Monaten insgesamt 25 ostdeutsche Fußballer im Westen einen neuen Arbeitsplatz fanden, versucht die DDR-Oberliga, die nächste Woche in ihre letzte Saison geht, zumindest einige der Lücken mit bundesdeutschen Profis zu stopfen.

So unterschrieb vergangene Woche auch Sergio Allievi vom 1. FC Kaiserslautern einen Zweijahresvertrag bei Dynamo Dresden. Und für den FC Berlin soll künftig der Stürmer Dirk Rehbein,

ehedem bei Bayer Leverkusen beschäftigt, Tore schießen.

In dem an Attraktionen armen DDR-Fußball genießen westdeutsche Akteure eine der D-Mark vergleichbare Reputation. Der Dresdner Trainer Reinhard Häfner erklärte seinen Neuzugang Lux schon nach wenigen Tagen zu „meinem Regisseur“, dem er Fähigkeiten zutraut „wie Matthäus in der Nationalelf“. Geschäftsführer Alfons Saupe würdigt die Kämpferqualitäten des Mittelfeldspielers: „Der is' keen heurischer Hase.“ Saupes Berliner Kollege Joachim Hall sieht in dem Leverkusener Rehbein „eine Größe, mit der wir wuchern können“.

Soviel vermeintliche Qualität hat ihren Preis. Der Klub aus Dresden, dem der Verkauf von neun Spielern ein Guthaben von über acht Millionen Mark einbrachte, überwies für Lux 450 000 Mark Ablöse; Stürmer Allievi, 26, war den Sachsen gar 600 000 Mark wert.

Und weil Geschäftsführer Saupe weiß, daß ein verhandlungserprobter Bundesligaprofi „nicht plötzlich für weniger spielt“, haben sich auch die Gehaltszahlungen westlichem Niveau angeglichen. Peter Lux beispielsweise wechselte auch deshalb zum achtmaligen DDR-Meister, „weil es hier finanziell noch mal interessant war“. Mit nahezu 250 000 Mark im Jahr verdient er nun mehr als das Doppelte seiner ostdeutschen Kollegen.

Sachkenner wie etwa der DDR-Auswahltrainer Eduard Geyer haben jedoch ernsthafte Zweifel, ob die bundesdeutschen Kicker tatsächlich „das Geld wert sind“. Auch die *Junge Welt* fand: „Erste Wahl geht, zweite Wahl kommt.“

Während sich die potenten Westklubs mit DDR-Nationalspielern wie Ulf Kirsten (nach Leverkusen), Matthias Sammer (VfB Stuttgart) oder Thomas Doll (Hamburger SV) eindeckten, traten den Weg nach Osten ausschließlich ausgemusterte Bundesligaspieler an, für die der Wechsel in die DDR die letzte Möglichkeit bietet, im Geschäft zu bleiben.

So taugten zuletzt Lux in Mannheim – ebenso wie sein neuer Kollege Allievi in Kaiserslautern – nur noch für die Reservebank. Den 1,65 Meter kleinen Profi Lux, einen Zigarettenraucher, plagten vor allem Probleme mit der Kondition. Seine Versuche, bei einem anderen Verein unterzukommen, blieben erfolglos.

Auch Dirk Rehbein, 22, ein Athlet von schmächtiger Statur, schaffte den Sprung zur Bundesliga-Größe nie: Nach zwei Kurzeinsätzen für Bayer Leverkusen ließ der Werkverein den Angriffsspieler an den Zweitligaklub Fortuna Köln aus, wo er ebenfalls meist die Reservebank drückte.

Der Anspruch, „durch bundesdeutsche Verstärkungen die Qualifikation für eine gesamtdeutsche Liga zu erreichen“, der nicht allein vom Dresdner Vorstand mit allzuviel Pathos vorgebracht wird, läßt die neuen Mitarbeiter denn auch erkennbar ungerührt. Den Wahl-Berliner Rehbein etwa interessieren die gesamtdeutschen Hochgefühle wenig: „Von der Optik her“ sei „alles ein bißchen grau“, findet der Professoren-Sohn aus Langenfeld, der nun eine Drei-Raum-Wohnung für 300 Mark Miete im Ostteil der Stadt bewohnt.



Neu-Dresdner Fußballprofi Lux
„Immer Abstiegskampf geht einem auf den Sack“

Kollege Lux wartet nur darauf, daß ihm sein Klub endlich „ein Häuschen“ besorgt, und findet es überdies ganz prima, daß er auf seine alten Tage doch noch mal im Europapokal der Landesmeister spielen darf – „immer nur Bundesliga-Abstiegskampf“, meint Lux, „geht einem nämlich auf den Sack“. Auch Allievi klagte zuletzt über mangelnde Motivation und sieht sich nun vor einer „neuen Herausforderung“: „Ich reise nicht zum Tourismus nach Sachsen.“

Die unverhoffte Karriere-Wende vom Mitläufer zum Hoffnungsträger verdanken die ehemaligen Bundesligafußballer der sorglosen Personalpolitik ostdeutscher Klubfunktionäre, die sich bei ihren Einkäufen zuweilen auf merkwürdige Berater verlassen. So wurden

etwa die Transfers von Lux und Allievi von dem Pinneberger Geschäftsmann André Ritter inszeniert, der sich seit kurzem voller Stolz als Dresdner „Vorstandsmitglied“ bezeichnen darf und nach eigener Einschätzung „über den Fußballmarkt recht gut informiert“ ist.

Ritter, der auf dem Dynamo-Klubgelände im Daimler der S-Klasse vorfährt, gilt hier als Experte – schließlich habe, meint Geschäftsführer Saupe, „der André selbst einmal gespielt, immerhin Bezirksklasse“. Ansonsten kennt Saupe seinen sachkundigen Mitarbeiter nur flüchtig. Lange wühlt er in einem Stapel von Visitenkarten, ehe er Ritter als Inhaber der Firma Rivers („Versicherungen aller Art“) vorstellen kann.

Seit Bayer Leverkusen im vergangenen Dezember den Ost-Berliner Stürmerstar Andreas Thom für 2,5 Millionen Mark als ersten DDR-Akteur einkaufte, kümmert sich Bayer-Manager Rainer Calmund auch um die sportlichen Geschicke des ehemaligen Stasi-Klubs: Die Hilfe ist sogar in einem „Kooperationsvertrag“ zwischen beiden Vereinen festgeschrieben.

Die schriftliche Vereinbarung schien den Bayer-Geschäftsleuten geboten. Denn nach Thom und Kirsten lockten sie auch René Rydlewicz, 17, eines der größten Fußballtalente der DDR, ins Rheinland. Der Berliner Trainer Peter Rohde, vom Ausverkauf beunruhigt, bat in Leverkusens um Entschädigung: „Mensch, habt ihr nicht auch mal einen für uns?“

Prompt geriet Calmund über den schon ausgemusterten Stürmer Rehbein ins Schwärmen und schickte ihn „im Austausch“ ohne Ablösesumme nach Berlin.

Beinahe wäre es auch Paul Jäger, Geschäftsführer von Fortuna Düsseldorf, gelungen, seinen Ersatzspieler Bernd Klotz, 31, zum Chemnitzer FC zu verhökern. Der Stürmer sei immerhin „ein routinierter Mann, der führen kann“, schwelgte Jäger, und mithin „genau der Typ, der in Chemnitz gefragt ist“. Der Zweijahresvertrag – 350 000 Mark Ablöse, 250 000 Mark Jahresgehalt – war schon unterschrittsreif aufgesetzt, als sich Klotz doch anders entschied. Das Leben im ehemaligen Karl-Marx-Stadt wollte er seiner Familie „nicht zumuten“.